

811

## Ein alter Streit.

(Nachdruck verboten.)

Roman aus dem bayerischen Volksleben der sechziger Jahre von Wilhelmine v. Hillern.

Sie schweigt, um ihren Schmerz zu unterdrücken. Aber Baldl hört das qualvolle Pochen ihres Herzens und das Ringen ihrer hochwogenden Brust.

„D nein, lieb's Traudl. Da mußt Dir kein Vorwurf mach'n. Weißt, i hätt' mir's nit verboten lass'n, — da hättst thun könne, was D' g'wollt hättst. I bin doch 'n erwachsener Mensch und hab' mein eigenen Willen! Und i hab' g'funden, daß wir dös 'm Leuz schuldig sind, denn er ist Dir z' lieb in die Sach'nein komme. Und er hätt' dasselbe für mich gethan, wann's umkehrt g'wesen wär', daß i noch 'n Vater g'habt hätt' und er kein'n!“

„Baldl, o Du bist wirklich a Heiliger!“ sagt Wiltraud. Sie hat dem leisen Gesäusel gelauscht wie einer überirdischen Botschaft, und ihre Lippen drücken einen zitternden Kuß auf die reine Stirne des Bruders. Aber sie fühlt dabei, wie bang und schwer er athmet, wie ihn das Sprechen erschöpft hat.

„Jetzt mußt nimmer red'n, gelt? 's könnt' Dich z'viel anstrengen,“ sagt sie, und da der Berg erklimmen ist und sie ja doch endlich heimkommen müssen, will sie wieder ein wenig Trab fahren. Sie bettet ihn vorsichtig in seine Ecke zurück und nimmt die Zügel in die Hand.

Eine Weile geht es schweigend dahin, immer näher rückt nun das ersehnte Ziel des Ausruhens. „Wann wir nur erst daheim wär'n —! Gelt, dös G'schüttel thut Dir weh?“

„D nein!“

„Ach doch, i seh Dir's ja an! Lieber Gott, jeder Stein schneid' mir für Dich ins Herz. Aber s' ist nit zum Vermeiden, wenn i noch so acht gib. Und zu langsam düst' n mir an nit fahren, sonst kommen wir so spät in den Abend h'nein.“

Sie versucht, ihn besser zu lagern, — er rutscht immer wieder von seinem Sitz herunter, der Körper verliert mehr und mehr den Halt. Wiltraud beobachtet ihn angstvoll: „Jesus Gott, Du k a n n st schier nimmer!“

„D, nur a bist müd —!“ gesteht er endlich zu. Aber seine Lippen werden ganz blau. Ein seltsames Keuchen aus seiner Brust wird hörbar. Wiltraud blickt gen Himmel. Immer enger zieht sich der Kreis ihrer Wünsche: „Wann i ihn nur noch heimbring,“ ist ihr einziges Gebet. Die Sonne neigt sich. Schon zieht der Abendwind über sie hin, aber von ihrer Stirne perlt der Schweiß wie in der größten Hitze. Was soll sie thun — langsamer oder schneller fahren? Es kommt ihr vor wie eine namenlose Noth, wenn sie nicht im Schritt fährt — und doch soll sie ihn so schnell wie möglich unter Dach bringen, daß der arme, erliegende Körper in ein Bett käme und sich ausstrecken könnte. — „Nur noch a halb's Stündl, — nachher bist erlöst,“ tröstet sie ihn, während ihr die Hände fast den Dienst versagen vor Angst: „Gelt, so lang haltst es doch noch aus?“

„Schon recht,“ nickt er ihr zu. Und der leuchtende Mund verzieht sich noch immer zu dem gewohnten freundlichen Lächeln, und das Auge blickt zu ihr auf, so dankbar, zärtlich, — während der Kopf kraftlos auf der Seite liegt, aber es ist der Blick eines sterbenden Menschen. — Wiltraud kann ihn kaum mehr ansehen. Nur vor sich hin starrt sie, — die Distanz bemessend, die noch zurückzulegen ist, — bei jedem Ruck, jedem Stoß des Wagens zusammenschließend für den Kranken, als wär's ein Todesstoß, der sie selbst trafe.

Blötzlich eine krampfartige Bewegung mit den Armen, ein Laut des Erstickens: „Auf!“

Entsetzt reißt sie den Bruder in die Höhe, damit er Luft bekommt. Da ist es wieder — das Schreckliche! — Ein heißer Guß bricht unaufhaltsam hervor — das Leben entströmt mit seinem Quell!

Wiltraud steht verlassen auf der Landstraße. — Kein Haus, keine menschliche Hilfe, so weit das Auge reicht, — sie ist allein mit dem Verschwindenden. — Sie kann nichts thun, als ihn in den Armen halten und das geliebte Leben ohnmächtig verbluten lassen, alle Namen der Liebe, alles Bitten und Flehen stillt den Bluterguß nicht mehr, bis der letzte

Tropfen versickert ist. — Noch ein stummer, hilfeschender Blick aus den gebrochenen Augen. — Dann sinkt das Haupt an die Brust der Schwester zurück. Er hat's vollendet.

Noch immer hält sie ihn umschlungen. Ihren eigenen Lebensodem versucht sie ihm einzuhauchen, mit tausend Küssen ihn zu wecken — ihn zu erwärmen an ihrem heißen Herzen. — „Kannst Du so grausam sein und Dei Traudl verlassen? — Du mei Lieber, Du mei alles!“ ruft sie ihm laut ins Ohr, — „kannst mir dös thun — und hast mir doch nie weh gethan in Dei'm ganzen Leben — nit mit 'ma Blick, nit mit 'ma Wort. Und jetzt liegst da und laßt mich barmen und bitten und giebst mir kei Antwort, gönnst mir kein' Blick mehr — nit 'n einzigen Blick!“

Ungehört verhallt das jammervolle Schluchzen auf der stillen, einsamen Straße. Die Lüfte verwehen es in die Weite. Es ist, als gäbe es nichts mehr zwischen Himmel und Erde, als das kleine Fuhrwerk da mit einer Leiche und einer verzweifeltenden Leidträgerin. Und sie richtet die thränenverdunkelten Blicke empor zu dem goldenen Abendgewölk — ob sie die entflozene Seele nicht hinausflattern sähe in die Verklärung? Sie meint — sie müsse sie erkennen da droben, wo die untergehende Sonne purpurne Berge, Thäler und so durchsichtige, blaue Seen an die unendliche Wölbung malt, daß man jedes winzigste Wölkchen hindurchschweben sieht. — Und — da — da ist ein Gebilde wie ein paar Engelsflügel mit goldenen Säumen, — langsam steigt es hinauf, mitten in die Strahlenglorie hinein, daß Wiltraud geblendet die Augen abwenden muß. — Ob er das wohl war? Ja, gewiß war er's! Und sie winkt ihm nach mit wehmüthig ausgestreckten Armen. „B'hit dich Gott, Baldl, — zieh hin in die ewige Seigleit — und bitt für dei arme Traudl!“ — Jetzt erst ist ihr die irdische Hülle wirklich entseelt: Sie weiß nun, wo der Geist ist! — In den Wipfeln der Bäume am Straßenrand rauscht es leise und läßt ihr die heißgeweineten Augen und Wangen. Es mahnt sie zur Heimkehr. — Auch die Sonne ist hinunter und die Pracht am Himmel erlischt. Was will sie noch hier stehen bleiben? Sie muß ja den Leichnam nach Haus führen. Welch eine Heimkehr!

Im Wagen liegt der todt Bruder ausgestreckt. Wiltraud geht zu Fuß und führt das Pferd am Zügel. Es ist ein kleiner, unscheinbarer Leichenzug, der sich da langsam auf der Straße hinbewegt. Kein Trauergelicht als ein Schwesterherz — aber ein Herz für tausend!

## Wieder ein Habererstreich.

Die Dämmerung ist hereingebrochen, als der Wagen endlich den Berg zur Mühle hinauffährt. — Schon von weitem sieht Wiltraud mit dem Knecht mit der Geiß wartend vor der Thür. — Das kleine Thier sollte das Leben erhalten helfen, das unterdessen entflo. Wiltraud hatte sich so darauf gefreut, wenn sie heute dem Bruder das erste Glas der gewohnten Milch bringen werde, nach der er sich so gesehnt. — Wie viel Stunden hatte er dursten müssen, da unten in der trockenen Staubluft, der Arme! Und, nun die Labung da wäre, sind die schmachttenden Lippen geschlossen. — Als sie näher kommt, erkennt sie, daß nicht der bestellte Knecht, sondern der jüngere der beiden fremden Haberer das Thier brachte. Er bindet die Geiß an, als er den Wagen heraufsfahren sieht und läuft Wiltraud freudig entgegen: „Sei mir nit harb, i hab' doch gern selber schauen wollen, wie's Dei'm Bruder geht und ob i enk nig helfen kann.“

„Nein, —“ sagt Wiltraud, „mein armer Baldl braucht nig mehr!“

Jetzt erst sieht der Bursche die Verstörung in Wiltrauds Zügen und blickt schein auf den Wagen: „Ja, schläft er nit?“

„Den ewigen Schlaf — ja!“

„Lieber Gott — was ist dös Schreckliches!“ ruft der Bursch: „Du arme Seel, ja, so bringst 'n heim? Wie ist denn dös 'gangen?“

„Unterwegs ist er mir g'storben — am Blutsturz!“

Wiltraud hat die Thür erreicht und hält an. Sie zieht den Schlüssel aus der Tasche und öffnet das Haus: „So — da wären wir!“ Und mit einem Ausdruck sagt sie die wenigen Worte, daß es den Hörer kalt überläuft.

Er will ihr helfen den Todten vom Wagen heben.

„Nein, laß! Ich will ihn selber h'neinragen!“

„Ist er Dir nit z' schwer?“

„Ach Gott, er ist ja so leicht! Wenn D' so gut sein willst und fürs Pferd sorgen — dö's arm Thier ist müd. Dort 'rum geht's ins Stall — nimm auch die Geiß mit, — auf die hat er sich so g'freut!“

Der Bursch thut, wie sie ihm geheißten. Sie hebt den Leichnam vom Wagen: „Komm, mei Brüderl, mei arm's!“ flüstert sie zärtlich und trägt ihn hinein. In der Wohnstube, wo zuletzt des Vaters Bahre gestanden, legt sie ihn nieder. — Dann geht sie hinaus und holt alles, was nothwendig ist, herunter, um ihn aufzubahren. — Seit sie nicht mehr allein ist, weint sie nicht mehr, das ist ihre alte, stolze und keusche Art, sich vor andern zusammen zu nehmen. Schnell ist das armselige Paradebett gemacht und sie lagert den Todten darauf. Wie hatte sie gehofft, daß es ihm gut thun würde, sich ausstrecken zu können nach der beschwerlichen Fahrt, jetzt liegt er da — und! „Ach Gott, wie schön er aussieht, als ob er schlafen thät“, so ruhig und friedlich!“

Der junge Haberer ist indessen wieder hereingekommen und steht in andächtiger Bewunderung vor der Leiche: „Wie a Heiligenbild!“

„Ja, so war er auch im Leben,“ flüsterte Wiltraud und küßt die kleinen, abgekehrten Hände des Toten.

„Jetzt sag', was kann i Dir thun? Wir Haberer müß'n uns doch untereinand' beistehen. Und i bin ja froh, wenn i dö's von heut mittag guat machen darf! Der Wirth hat g'sagt, alles soll i Dir z'lieb thun. — Soll i Dir ins Ort gehu und d' Leich ansag'n?“

„Nein i dank Dir. Du weißt nit wie neugierig und schadenfroh d' Beut' sind. Da kämen s' alle zum Beten und zum Ausfrag'n — und schau, heut könnt' i dö's nimmer vertrag'n, es ist g'viel, was i ausg'halten hab.“

„Ich glaub' Dir's gern, arme Seel!“ Wie Du mi dauerst, dö's ist nit zum sag'n. — Aber 'm Doktor müß'n wir's doch melden, wegen der Leichenschau!“

„Ja, aber sonst niemand!“

„Nein, g'wiß nit.“

„Du, hör' und noch was!“ ruft Wiltraud ihm nach.

„Ja!“

„Wie heißt denn, daß ma Dich doch anreden kann?“

„Balthasar heiß' i — aber zum Haberernamen Steub.“

„Da nimm was und geh' und kauf' Dir a Bier und a Brot — i hab' ja nig daheim.“

„Ja, was denkst denn! Meinst a Haberer wird was von Dir annehme, Ihr habt scho g'nug für uns 'than, Du und Dei Bruder! Ich weiß alles vom Wirth. Aber i will Dir was holen, denn Du mußt aa leben.“

„Um Gottes willen nit. Ich mell' nachher die Geiß, dö's muß ja doch g'schehen. Geh nur, i dank' Dir.“

Als sie allein ist, holt sie aus dem Schrank die geweihten Kerzen, die an ihres Vaters Leiche gebrannt und die sie sorgfältig verwahrt hatte. Die zündet sie an. Auch Weihwasser will sie aufstellen — aber das ist leider in der langen Zeit eingetrocknet, alle Weihwasser-Tröglein sind leer. — Was thun? Soll sie noch in die Kirche und eins holen? Aber es ist zu spät, die Kirche ist jetzt bereits geschlossen. Es muß doch jetzt schon Gebetläuten vorüber sein. — Sie sieht nach der Wanduhr — die steht natürlich. — Als sie voriges Jahr hier bei der Leiche des Vaters wachte, da hatte sie ihren Bruder zum Trost, der sie mit seiner Treue und Liebe umgab. Sein süßes, liebes Gesicht lächelte sie an, — sogar sein leises Hüfteln mahnte sie, daß noch eine heilige Pflicht sie an das Leben bände. Jetzt liegt auch dies freundliche Antlitz mit geschlossenen Augen da, — jetzt sinkt auch die letzte Pflicht für ein geliebtes Wejen ins Grab — jetzt hält sie ganz allein die Todtenwacht und alles, was ihr gehörte, ist dahin! Sie geht hinaus in das verwilderte Gärtlein hinter dem Haus und holt Blumen für den Todten. Ja, der Steub hatte recht, er liegt da wie ein Engel. Unschuld und Reinheit breiten die weißen Fittiche über seine Stirn aus, und der Strauß von weißen Blumen, den sie ihm bindet, ist wie die Opfergabe auf einem Altar! Es ist wunderbar, wie ihre Seele immer mehr in seinem Anschauen hinausgehoben wird, über den irdischen Schmerz. Mit keinem Wehchrei, mit keiner Thräne würde sie mehr wagen, den heiligen Frieden zu stören, der dieses Bild verklärt. — Ahnungsvoll wogt es, ihr selbst kaum verständlich, in der Brust des Mädchens und die Liebe des todtten Bruders steht jetzt lächelnd neben ihr, wie einst der Lebende bei ihr gestanden, und giebt ihrer Seele die höchste Weihe.

Da mahnt eine bekannte Stimme aus dem Stall, das treue, vergessene Thier will das Recht seiner Stunde. — „Ja, du arm's Thierl. Ich soll dich nit so verachten — weil er dich nimmer braucht! — Wenn er noch g'lebt hätt', wie froh wären wir jetzt um dich.“ Wiltraud geht hinaus und die Ausübung ihrer kleinen, gemohneten Pflichten stört in dem Kinde der Natur nicht die leuchtenden Kreise, die jene Offenbarungen an der Leiche des Bruders um sie gezogen.

(Fortsetzung folgt.)

## Von der Brüsseler Welt-Ausstellung.

III.

Brüssel, den 12. Mai 1897.

Endlich ist die Ausstellung nun auch offiziell ins Dasein getreten, nachdem sie über 14 Tage lang eine nicht gerade rühmliche, unoffizielle Existenz geirrt hat. Für ihren Ruf wäre es entschieden besser gewesen, wenn sie diese 14 Tage lang ihre Pforten noch geschlossen gehalten hätte, aber eine bedeutende Konventionalstrafe stand auf dem Spiele, und so glaubte die Ausstellungsleitung es ihrem Selbstbeut' schuldig zu sein, die Eröffnung rechtzeitig vorzunehmen.

Der Gesichtspunkt des Geldbeutel's ist heutzutage ja überall der ausschlaggebende und so kann man es der Ausstellungsleitung schließlich nicht allzu sehr verargen, daß sie sich von diesem Gesichtspunkte leiten ließ. Weiß man doch von der Berliner Gewerbe-Ausstellung her, wie schwierig es nachher bei einem etwaigen Defizit wird, von den Garantiefonds-Zeichnern die geschuldeten Summen herauszubekommen. Vorher, in der Hurrabstimmung, und in der Hoffnung auf einen fetten Verdienst, sind die Herren ja mit dem Zeichen verhältnismäßig leicht bei der Hand, wenn aber nachher der Rauch verfliegen und der Kater da ist, dann machen sie beim Zahlen die erdenklichsten Schwierigkeiten.

Man muß anerkennen, daß die Ausstellung in den verfloßenen 14 Tagen in recht erfreulicher Weise gefördert worden ist und daß man jetzt einen Ueberblick über das, was sie vorstellt und leistet, gewinnen kann. Wenn man ein zusammenfassendes Urtheil abgeben will, so wird man sagen müssen, daß die Brüsseler Weltausstellung nicht gerade eine besonders große, durch gewaltige Ausdehnung und gewaltige Leistungen imponirende Ausstellung ist, daß sie aber in den Grenzen, die sie sich gesteckt hat, eine recht lobenswerthe Leistung darstellt. Man darf bei dieser Beurtheilung nie vergessen, daß die in drei Jahren bevorstehende Jahrhundert-Ausstellung in Paris bereits ihre Schatten vorauswirft und nicht nur das Interesse Frankreich's, sondern auch das der nichtfranzösischen Länder jetzt in hohem Grade absorbiert. Zweifellos hat eine nicht unbedeutende Anzahl von Ausstellern — und zum Theil werden das nicht die schlechtesten sein — von der Betheiligung an der Brüsseler Weltausstellung nur deshalb abgesehen, weil sie 1900 in Paris auszustellen gedenken und ihnen die Beschickung zweier Ausstellungen innerhalb einer so kurzen Zeit des Guten zu viel schien. Ferner muß man bedenken, daß Belgien wenn auch ein außerordentlich hoch entwickeltes, so doch sehr kleines Land ist — es ist nur wenig größer und bevölkerter, als die preussische Rheinprovinz — und daß Brüssel zwar eine sehr bedeutende, schöne und vom Fremdenstrom sehr bevorzugte Stadt, aber immerhin doch keine Millionenstadt ist. Wenn man diesen Erwägungen entsprechend seine Erwartungen nicht zu hoch spannt, so wird man durch das Gebotene befriedigt werden.

Der Haupttheil der Ausstellung — die Zweitheilung haben wir bereits erwähnt — befindet sich im Park und speziell im Schloß Cinquantenaire. Der Parc du Cinquantenaire ist ein etwa 36 Hektar umfassendes Gelände, das in einem östlichen Vororte von Brüssel, namens Etterbeek, gelegen und durch elektrische Straßenbahnen mit dem Innern der Stadt verbunden ist; die Entfernung vom Mittelpunkte der Stadt beträgt etwa  $\frac{3}{4}$  Stunde.

Wenn man das Eintrittsgeld von 1 Fr. entrichtet hat und durch die Schranken das Ausstellungsgelände betritt, hat man ein mit Gartenanlagen und verhältnismäßig jungen Bäumen besetztes Quadrat von etwa 350 Meter Durchmesser vor sich, das in der Ausstellungssprache den offiziellen Titel „die Gärten“ führt. Diese Gärten scheinen jedoch der schwächste Punkt der Ausstellung zu sein. Die gärtnerischen Anlagen, die man hier geschaffen hat, sind ja zweifellos recht hübsch und auch manche botanischen Seltenheiten mögen hier ihren Platz gefunden haben. Aber das Ganze wirkt zu eintönig, ist zu überflüssig, möchte ich sagen. Es fehlt an alten Bäumen und Sträuchern. Da ist kein lauschiges Plätzchen, auf das man sich zurückziehen könnte, um das müde Auge ausruhen und es sich an dem Grün des Laubes erfreuen zu lassen. Von jedem Punkte aus überblickt man vollständig das ganze Ausstellungsgelände.

Direkt vor sich, am Ende des Gartenquadrats, hat der Eintretende die imposante Front des Hauptgebäudes der Ausstellung. Rechts und links sind an das Hauptgebäude, in dem architektonischen Stile desselben, zwei Gallerien angebaut worden, sodas der Beschauer ein Gebäude von ganz gewaltiger Ausdehnung vor sich liegen sieht. Von den Gallerien aus führen in senkrechter Richtung und parallel mit einander, die beiden Seiten des Gartenquadrats, rechts und links vom Beschauer, bildend, zwei Straßen, die mit den Nebengebäuden

## Kleines Feuilleton.

befehlt sind, bis hinunter zu den Eingangsschranken. Wie man sieht, ist also die Anordnung außerordentlich übersichtlich getroffen, aber auch hier möchte ich wieder sagen, etwas zu übersichtlich. Die beiden geraden parallelen Straßen mit den etwas eintönigen Gärten dazwischen, das ist entschieden nicht abwechslungsreich genug, das wirkt langweilig. Man muß allerdings anerkennen, daß nach der Natur des zur Verfügung stehenden Platzes ein anderes Arrangement wohl nicht recht durchführbar gewesen ist.

Die Gärten bieten, wie schon erwähnt, nur wenig Sehenswertes. Sofort in die Augen fallend sind zwei recht hübsche, schlant emporende steinerne Säulen aus den Steinbrüchen von Quenast, die zwei vergoldete Figuren, Arbeit und Handel darstellend, tragen. Ferner hat in der Achse der Hauptallee die „Fontaine lumineuse“ (der „leuchtende Springbrunnen“) Ausstellung gefunden, der während der Dunkelheit seine Wasser in magischer Beleuchtung spielen läßt. Außer zwei Musikpavillons ist sonst nichts von irgend welchen Baulichkeiten auf dem eigentlichen Gebiete der Gärten zu finden. Dafür hat man desto mehr Sorgfalt auf die Ausschmückung und namentlich auf die Illumination der Gärten gelegt. In allen Bäumen hängen die kleinen bunten Celluloidballons, mit denen man seinerzeit in Paris beim Einzuge des Zarenpaares sehr hübsche Effekte erzielte; in läßt geschwungenen Bogen ziehen sie sich über die Allee hin oder an den Seiten der Wege entlang, und in dichten Büscheln hängen sie inmitten der Gänge herab. Bei Tageslicht sieht diese Art der Ausschmückung ein wenig merkwürdig und grotesk aus; wenn aber in der Dunkelheit plötzlich der elektrische Strom durch alle Drähte geschickt wird, und mit einem Schlage all die tausende von bunten Lichtern erglänzen, so ist das tatsächlich ein wunderschöner, ein feenhafter Anblick. Wirklich schade, daß es nicht möglich ist, die Ballons bei Tage zu entfernen; sie können einem mit ihrem bajazzohaften Aussehen tatsächlich die Stimmung rauben.

Die beiden Seitengassen sind zum größeren Teile mit Kneipen besetzt, in denen man gut und verhältnismäßig preiswert trinken und schlecht und theuer essen kann. Die Gebäude, die durchweg aus Holz und Pappe zusammengestellt sind, haben meist ein recht hübsches, anmutendes Aussehen. Selbstverständlich findet man die verschiedensten Stilarten vertreten. Neben einigen großen weltstädtischen Restaurants, die mit dem erdenklichsten modernen Luxus ausgestattet sind, findet man indische, algerische, vlämische und alle möglichen anderen Trinkstätten, deren Einrichtung in dem jeweiligen Stile gehalten ist. Eine Reihe kleiner, gefälliger Pavillons, in denen Zigarren, Liköre und ähnliche Dinge feilgehalten werden, finden sich dazwischen verstreut.

Von Schauobjekten ist hier bei weitem das Wichtigste und interessanteste der Palast der Stadt Brüssel. Es ist sehr zu bedauern, daß dieses prächtige Bauwerk einen so ungünstigen Platz gefunden hat; es wird von einer Schokoladen-Verkaufshalle von einer Seite fast ganz verdeckt. Das Haus der Stadt ist im Stile des 15. Jahrhunderts aufgebaut und ist in seinen verschiedenen Fassaden ein getreues Abbild altberühmter, heute nicht mehr existierender Gebäude des alten Brüssel. So interessant aber auch das Äußere dieses Palastes ist, noch interessanter ist das, was er in seinem Innern birgt oder vielmehr bergen wird; denn leider giebt die Stadt den übrigen Ausstellern eines der schlimmsten Beispiele an Unfertigkeit. Wenn aber die Arbeiten erst abgeschlossen sein werden, wird der Palast der Stadt Brüssel sicherlich einer der unterhaltendsten und belehrendsten Punkte der Ausstellung sein. Denn die Stadt hat sich nicht damit begnügt, ein Bild von dem augenblicklichen Stande der verschiedenen städtischen Verwaltungen vorzuführen, sondern sie hat versucht, zu zeigen, wie sich das Bestehende entwickelt hat. Am meisten wird die Besucher hier die Abtheilung des öffentlichen Unterrichts interessieren. Hier werden drei Räume zur Vergleichung nebeneinandergestellt. Der eine zeigt das Klassenzimmer und die Lehrmittel einer Volksschule vor 50 Jahren, der zweite giebt das Gegenwartsbild einer städtischen Volksschullasse, und der dritte versucht es, dem Beschauer vor Augen zu führen, wie es voraussichtlich in einer Schule der Zukunft aussehen wird. Der Brüsseler Schulrath hatte für die städtischen Lehrer eine Reihe von Preisen ausgeschrieben, um Anregungen und Vorschläge zu Verbesserungen und Neuerungen für die Schule der Zukunft zu erhalten. Leider werden all die schönen Dinge für die Schulen, in denen die Kinder des Volkes unterrichtet werden, so lange der Kapitalismus herrscht, wohl fromme Wünsche bleiben.

Außer dem Palast der Stadt giebt es hier nur noch wenig Bemerkenswertes. Wenn man die linke Gasse (vom Eingange aus gerechnet) hintergeht, so trifft man auf das Alpenpanorama, das mit seiner Bergfahrt durch das Zillertal im vorigen Jahre die Berliner auf dem „Rassen Bierdeck“ zu Treptow entzückte und das genau so hier wieder entstanden ist. Es folgt ein von Emil Wauters gemaltes Panorama von Kairo, sodann ein kleiner Tempelbau, der ein von Jes Lambeaux geschaffenes Marmorrelief von riesenhaften Dimensionen „Die menschlichen Leidenschaften“ aufschwemmt, und schließlich eine Kollektion Lion'scher Couvenissen mit Vorführung lebender Kinder. Wie man hört, soll Herr Lion bedauern, daß die Brüsseler Polizei für seine Erfindung nicht dieselbe Bekanntheit gemacht hat wie seinerzeit auf der Berliner Gewerbe-Ausstellung die Berliner oder Treptower Polizei — ich bin nicht so genau mit der Abgrenzung der Befugnisse der kleinen Potentaten vertraut —, die die Vorführung lebender Kinder bekanntlich eine Zeit lang verhinderte. — X

— Die ältesten deutschen Zeitungen. Nach Stieler's Schrift „Zeitungs-Lust u. -Noth“ aus dem Jahre 1695 gingen die ersten Zeitungen von den Posthäusern aus. „Vor allem anderen aber kommt der Zeitungen Ursprung aus den Posthäusern her, und eben darum sind auch zugleich die kaiserlichen Postmeister mit so viel städtlichen Freiheiten und Berechtigungen begabet.“ Bei den Postmeistern liefen nämlich aus aller Welt neue Meldungen zusammen und so machten diese sich ein lohnendes Nebengewerbe, das Fischart über das neuzeitungsgelebige Volk und seinen Zeitungsfischel spotten ließ. Den gedruckten sind die handschriftlichen Zeitungen voraufgegangen. In der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts hatte sich bereits der Brauch festgesetzt, daß Personen, die sich mit politischen Nachrichten aus aller Herren Länder versehen konnten, diese vervielfältigten und ihren Freunden oder Auftraggebern regelmäßig mittheilten. Die erste derartige handschriftliche Zeitung, ein Wochenblatt, läßt sich aus Nürnberg nachweisen; ein Exemplar davon, von 1587—1591 reichend, besitzt die Leipziger Bibliothek. Es umfaßt zwei Foliobände und trägt den Titel: „Neuzeitung sonel dero von Rornberg von dem 26 Octobris Anno etc. 87 bis auff den 26 Octob: Anno etc. 88 einkommen.“ Nachher wurden dann manche dieser geschriebenen Zeitungen noch gedruckt und einem weiteren Leserkreise mitgetheilt, nachdem die Bevorrechtigten sich den ersten Genuß davon verschafft hatten. So veröffentlichte der Buchdrucker Hans Burger zu Regensburg 1588 eine Uebersicht über die Ereignisse des Monats April 1587, was nicht eben als „aktuelles“ Zeitungsschrifttum aufgefaßt werden kann. Die Schrift kündigt sich dafür um so volltönder an: „Neue Zeitung, warhafftiger Bericht aus Nürnberg an einen guten Freundt geschrieben, was sich im Monat April dieses 1587. Jahrs zu Antorff, Eßln, Paris, Venedig, Rom, in Polen, Prag, und in Frandreich, in Engelland, Schotland, und allenthalben sich zugetragen und begeben.“ In Augsburg und Wien druckten 1593 und 1595 schon zwei Buchdrucker derartige Monatsüberichten. Dann kamen allmählig mehr und mehr selbständige Zeitungen, nicht nur geschriebene und abgedruckte Handschriften-Zeitungen, auf. Als älteste gedruckte Zeitung wird ein Straburger Unternehmen bezeichnet, wovon ein Exemplar des fast vollständigen Jahrganges 1609 in der Universitätsbibliothek erhalten ist. Nach Opel's Wert „Anfänge der deutschen Zeitungspressen“ besitzt die königliche Bibliothek in Berlin einen Jahrgang eines Nürnberger Blattes (1620), ferner befindet sich aus demselben Jahre der Jahrgang einer Hildesheimer Zeitung im dortigen Rathhausarchive. —

### Literarisches.

n. Rodig, Johann Andreas: „Rechtlos im Rechtsstaate“. München, 1897. Verlag von August Schupp. — Alles begreifen heißt alles verzeihen! Wir wollen deshalb mit dem Verfasser, der sich fortwährend als von den bösen Sozialdemokraten verfolgte Unschuld hinstellt, nicht allzu streng ins Gericht gehen. Wir wünschen ihm sogar, daß seine Spekulation den erhofften, klingenden Erfolg haben möge, denn das Geld der Sozialistenpresse ist schon für langweiligere Bücher ausgegeben worden. Im übrigen ist es ein trauriges Stück Menschenleben, das uns in dieser Selbstbiographie vorgeführt wird. Hunger, Arbeitslosigkeit, Arbeitshaus, Gefängnis, Entmündigung und schließlich der Zwangsaufenthalt in einer Irrenanstalt bilden den Inhalt. Ob der Verfasser allerdings das unschuldige und harmlose Lämmchen ist, das er gern scheinen möchte, läßt sich auch nach den beigebrachten Beweisen schwer sagen, denn er ist Partei. Zu denken giebt jedenfalls, daß er mit allen, die näher mit ihm in Berührung kamen, bald auf Kriegsfuß stand, daß er immer im Rechte, alle anderen dagegen im Unrechte waren. Daß er dabei öfters an die Unrechten gekommen ist, dürfte wohl doch nicht immer bloßer Zufall gewesen sein. —

### Volkskunde.

— Ueber volkstümliche Naturschauungen sprach in der letzten Sitzung des Vereins für Volkskunde Professor Müllenhoff. Der Redner extrahte eine große Zahl von Beispielen, deren einzelne zeigen, wie das Volk sich in der Deutung von Naturerscheinungen vergreifen kann, deren Mehrzahl aber von einem sehr richtigen Erfassen des Wesens dieser Erscheinungen zeugt. Scharf und treffend ist namentlich die Beobachtungsgabe des Volkes in äußeren Dingen und die Kunst der Wiedergabe solcher Beobachtungen beispielsweise in Versen, die auf den Gesang der Vögel anspielen und sehr glückliche Tonmalereien enthalten, oder in der Bezeichnung von Pflanzen und Thieren. Siebenstern wurde eine Blume genannt, weil sie, wie die Leute schon in uralter Zeit richtig herausgefunden haben, 7 Kelchblätter, 7 Blumenblätter und 7 Staubgefäße enthält. Die Schlüsselblume hat ihren Namen davon, daß sie, wenn man in einer bestimmten Richtung auf die Blume sieht, die Form eines (alterthümlichen) Schlüssels wahrnimmt. Den Acker-gauchheil (Anagallis) nennt der Bauer faules Lieschen, weil es sehr spät blüht. Man sah, daß sich die Blätter der Pappeln am längsten Tage des Jahres umbiegen. Eichen und Eschen bekommen etwa um dieselbe Zeit Blätter. Je nachdem die eine oder die andere dieser Baumarten früher aus schlägt, findet der Baum ein trockenes oder ein nasses Jahr an. Schon im dreizehnten Jahrhundert

wußte man, daß die Mispeldrossel (auch die wilde Taube) den Samen der Mispel verbreitet. „Wenn es keine Eiszahart giebt, giebt's keine Gerste.“ In diesem Spruche äußert sich die Thatsache, daß eine gehörige Schneedecke für den Pflanzenwuchs und so namentlich auf das Wintergetreide sehr vorteilhaft wirkt. Es ist eine alte Bauernregel, daß man im Spätherbste erkennen kann, ob das nächste Jahr ein gutes Obstjahr wird. Man braucht nur den Zweig eines Obstbaumes am 10. Dezember in Wasser zu stecken. Am 25. Dezember wird er dann blühen, und an dem Blütenreichtume kann man die Obstausichten beurtheilen. Auch das ist ganz richtig; denn das Obst setzt die Blütenknospen schon im Herbst an. Der Krebs, sagt man, hat zwei Steine im Magen, damit er, wenn er seine neue Schale bekommt, fressen kann. In der That finden sich im Krebsmagen zwei Kalkkörner, die sogenannten Krebsaugen, die bei der Bildung des neuen Panzers verschwinden. Sie werden eben zu dessen Aufbau sowie zur Bildung des neuen, vor dem Magen sitzenden Kaugerüstes verwendet. Gänsesterbe nennt der Bauer eine giftige (die einzige) kreuzblütige Pflanze. Nachdem man lange Zeit über diesen Ausdruck gespottet hat, ist neuerdings nachgewiesen, daß die Pflanze wirklich für junge Gänse giftig ist. Schwammmasche ist von Alters her als Mittel gegen Gift gebraucht worden. Da sie hauptsächlich kohlenstoffsaures Natron enthält, so versuchte die wissenschaftliche Medizin Soda gegen Gift und als das nutzlos war, erklärte sie auch die Schwammmasche für wirkungslos. Es erwies sich jedoch bald darauf, daß es ein geringer Jodgehalt in der Schwammmasche war, der ihre Heilwirkung begründet. Die Massage ist ein uraltes Tiroler Volksheilmittel, dessen Ausführung schon sehr früh genau beschrieben ist. Schon in allen lateinischen Schriften findet man angegeben, daß gewisse Pflanzen den Acker fruchtbarer machen. Diese Wahrheit wurde später und namentlich beim Aufkommen der an sich ganz richtigen Viebig'schen Düngerlehre bestritten, bis die allerneueste Zeit den Beweis ihrer Richtigkeit erbrachte. Es handelt sich um die stickstoffammelnden Schmetterlingsblüthler. —

**Völkerkunde.**

ie. Welche Völker leben noch heute in einem Alter der Steinzeit? Erklärlicher Weise ist die Zahl der Beispiele eine geringe. Eigentlich gehören dahin nur noch einige Völker in Südamerika (die Botokuden und einige Fuegiestämme) und einige Völker der melanesischen und polynesischen Inselwelt. Dies sind die letzten Vertreter der klassischen Steinzeit, die sich auf diesem Standpunkte trotz des Vorhandenseins von Mitteln höheren Grades erhalten. Außerdem giebt es freilich noch andere Stämme, die sich ausschließlich der Steingeräthe bedienen, besonders die Eskimos, unter denen diejenigen an der Ostküste von Grönland in dieser Hinsicht die merkwürdigsten sind. Bei ihnen ist der Gebrauch von Steinwerkzeugen aber nicht im Charakter einer niederen Kulturstufe begründet, sondern in dem Fehlen von Holz und Metallen, sie sind also durch die Noth in dem Stadium der Steinzeit festgehalten. Eine merkwürdige Thatsache ist es, daß man auch auf vereinsamten isländischen Aufseherungen noch Steininstrumente gefunden hat. In Asien ist der Gebrauch der Metalle seit sehr früher Zeit verbreitet. Auch die afrikanischen Völker sind bereits sämmtlich vom Alter der Steinzeit zu dem der Eisenzeit übergegangen, jedoch giebt es hier noch einige Ueberreste, die als Nachklänge aus der Steinzeit zu betrachten sind, z. B. gewisse Geräthe bei den Hottentotten und Buschmännern, wo feinere Bohrwerkzeuge und Pfeilspitzen vorkommen, ferner Ambosse und Hämmer aus hartem und schwerem Stein. —

**Aus dem Thierleben.**

t. Ob sich der Lachs im Meere fortpflanzen kann, ist eine Frage, die bisher in verschiedenem Sinne beantwortet wurde. Die norwegischen Fischer behaupten mit großer Bestimmtheit, daß dies gelegentlich der Fall sei. Um diese Frage zur Entscheidung zu bringen, hat die norwegische Regierung an der biologischen Meeresstation in Bergen Untersuchungen anstellen lassen, über die D. Nordgaard in der französischen Zeitschrift „Etangs et Rivières“ berichtet. Danach ist die Behauptung der norwegischen Fischer zweifellos unzutreffend. Es wurde festgestellt, daß befruchtete Eier in Wasser, das 2 bis 3 pSt. Salz enthält, nicht zur Entwicklung gelangen. Vielleicht ist sogar die Befruchtung unmöglich; um dies zu ermitteln, sind jedoch weitere Versuche notwendig. In Wasser mit geringerem Salzgehalt (etwa 8 bis 9 pro Mille) kommen dagegen die Eier vom Lachs und von der Seeforelle zur Entwicklung. Diese Fische könnten sich also in brackigen Gewässern wohl fortpflanzen, aber nicht im Meereswasser selbst. —

**Technisches.**

— Auf den belgischen Staatsbahnen sind seit dem 27. April Hospitalwagen eingestellt worden. Der Zweck dieser Wagen ist ein doppelter. Bei einem Eisenbahnunfall bringt man schnellst einen solchen Wagen an die Stätte des Unglücks, um die Verletzten aufzunehmen und in ein Hospital zu überführen; sodann sollen sie aber auch dazu dienen, größere Abtheilungen von Leidenden, denen der gewöhnliche Eisenbahntransport Schmerzen oder gesundheitliche Nachteile verursachen würde, zu befördern. Ein

solcher Eisenbahn-Hospitalwagen enthält 24 mit Stahlröhren und starken Springfedern versehene isolirte Betten, vor denen je zwei Fensterchen sich befinden. In jedem Bette gehört ein längliches Tischchen und ein über demselben schwebendes Netz zum Aufbewahren leichter öfter gebrauchter Gegenstände. Ein Theil des Raumes, in welchem diese Betten stehen, kann im Nothfalle in ein Operationszimmer verwandelt werden. Sodann enthält der Hospitalwagen ein mit einem Klappbett versehenes Zimmer für den Arzt, in welchem auch die Arzneien, chirurgischen Werkzeuge, Verbandsartikel u. s. w. untergebracht sind. Ein Tischkrank, sowie eine Vorrichtung zum Desinfiziren der Verbandstoffe sind unter dem Fußboden angebracht, um Raum zu sparen. Dem Arzte stehen Gehilfen und Krankenpfleger zur Seite.

**Humoristisches.**

— Die Höflichkeit am Biertisch. Ueber dieses Thema läßt sich ein Münchener in einem von den Münchener „Neuesten Nachrichten“ abgedruckten Gerichtsaktenbericht folgendermaßen aus: „Sehgen S', Herr Stadtrichter, i bin durchaus loa Freund vom vielen Reden, nur so viel, als mer in's Haus braucht und das d' Leut' sehen, unferoaner is' a anständiger Europäer. Zum Beispiel, Sie lemna in a Bräuhaus, sehen sich an Cahner Stammpfahz, auf a mal kimmt a Fremder, der sieht a halbes Duzend leere Stühl' und doch fangt er mit oaner ganzen Bergpredigt an: „Erlauben S', is da frei?“ Sie macha an Ruder, er nimmt Platz und sagt wieder: „Ich erlaube mir! Gestatten Sie! mein Name is Müller!“ „Meier hoak i!“ „Danke vielmals, Herr Meier. Erlaube mir, auf Ihr Wohl zu trinken! Prost!“ Sie sagen loa Wörtl' mehrer, denn das Nächste wär', daß Cahner'n Lauffchein anhazieh'n und a Lebensbeschreibung dazua, damit der Schwesler ja alles woak. Beim andern Trunk kimmt Cahna a Tröpsel in unrechten Schlund. Sie sprudeln und pusten und huesten, wie a Mißferd. Da ruft's von allen Seiten: „Zum Wohl! Helf' Gott! Prost! Zur Genesung!“ Jesh'n sollen S' jedem danken. Da kimmt der Nachbar wieder, weil er der Feinere sein will, macht a Buderl und sagt recht oanfaltig: „Sie haben genossen?“ „Na!“ schrei' i wüthend — „g'huest hab i mir.“ „Entschuldigen Sie dann gütigst! Bitte! Zest nehmen S' a Priserl.“ Der andere spigt schon d' Finger: „Gestatten Sie mir auch eine Prise?“ „Bitte mit Vergnügen!“ „Danke recht vielmals!“ „Bitte is' gern g'scheh'n.“ Sie ham die damische Rederei dick und vertiefen sich in Cahner Zeitung. Dann kriegen S' a g'selchte Wurst. Kaum ziehen S' d' Haut runter, da geht's wieder an: „Gu'n Appetit! Mahlzeit! Gut'n Hunger!“ Der Wirth kimmt eigens g'reunt und fragt: „Schmedl's Cahna?“ Auf zwu Drucker is' die Wurst aus der Welt g'schafft, die Kellnerin holt ihren leeren Teller und widmet der Wurst no' an Nachruf: „Wünsch', daß wohlbekommt!“ Jesh'n kimmt a Anderer, der recht grimmig schaut, setzt sich mit an Brummer nieder, betrachtet Cahna und die ganze Nachbarschaft von allen Seiten, dann macht er sich broat, tritt auf Cahna Stiefel a paarmaal, blaßt Cahna von sein Bier an Schaum auf die frischg'stürkte Brust. Sie wollen grad sagen: „Vackl vergifteter!“ da kommt Cahna der aber vor und sagt: „Parodon! is' net geru g'scheh'n!“ macht aber a Miene, die eher auschaut, als moanat er: „is' dir vielleicht net recht? nacher sagst es!“ —

**Vermischtes vom Tage.**

- Bei einem Brande in Hundsbelle bei Croffen kamen zwei Feuerwehrleute ums Leben. —
- In dem Schlachthause der Bergarbeiter zu Bogutschüh bei Rattowitz ist die Genickstarre aufgetreten. —
- Im Bahnhof zu Okende ist ein Gerüst zusammengestürzt, auf dem fünf Arbeiter beschäftigt waren. Drei von ihnen wurden getödtet, zwei erlitten schwere Verletzungen. —
- Die längste Rutschbahn dürfte jene in der Schweiz sein, die allerdings nicht dem Vergnügen, sondern zum Befördern des in den Bergwäldern geschlagenen Holzes dient. Dieselbe führt vom Pilatus zum Luzerner See, ist 13 Kilometer lang und aus 50 000 behauenen Baumstämmen zusammengefeht; Holzlasten, auf diese Weise befördert, machen die Reise zu Thal in fünf bis sechs Minuten. —
- Der Witterungsumschlag der letzten Tage hat in allen Alpenländern Schnee gebracht. Die Reben, Obst und Feldfrüchte sind arg beschädigt. In Süd- und Mittel-Frankreich, in der Bourgogne hat der Frost in den Weinbergen ungeheuren Schaden angerichtet. —
- Ihre eigene Schwiegertochter mit Arsenik vergiften wollte in Wiesmath (Ober-Oesterreich) eine Auszüglerin. Die Milch aber, in die das Gift geschüttet worden, hatte eine dicke Haut, und so blieb das Arsenik oben liegen. —
- An Bord des von New-York nach Galveston bestimmten Dampfers „Leona“ brach Feuer aus. Unter dem Raume der Zwischendeckspassagiere, wo 22 Personen schliefen, sand eine Explosion statt. Nur 9 Personen konnten sich retten. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint Sonntag, den 16. Mai.